

Do van Ranst

Mütter mit Messern sind gefährlich

Aus dem Niederländischen von
Andrea Kluitmann

CARLSEN



**Der neue Do van Ranst. Ein virtuoses Buch –
lakonisch und voller Humor.**

Jeff lebt zusammen mit seiner Mutter und seiner Schwester. Seinen Vater hat er nie kennengelernt. Aber er ist sich sicher, dass seine Mutter seinen Vater umgebracht hat. Da ist doch dieser eingetrocknete, dunkle Fleck auf dem Teppich im Wohnzimmer. Und seine Mutter liebt Messer ...

Oder geht etwa Jeffs Fantasie mit ihm durch?

Zwei Kein normales Feld / Dinge,
die uns besser machen

Kennst du Birnenbranntwein?

Das ist ein Likör, der aus Birnen gemacht wird und darum auch danach schmeckt. Ich habe ihn noch nie getrunken, meine Mutter schon, aber eigentlich möchte ich erzählen, dass in der Flasche mit dem Birnenbranntwein eine Birne ist. Nicht in Stücken oder gemust oder so, nein, die ganze Birne ist darin. Verstehst du? Das ist das Besondere an diesem Getränk.

Für viele Leute ist es ein Rätsel, wie diese Birne in die Flasche kommt. Ich meine, die Birne kann nicht einfach durch den schmalen Hals in die Flasche gestopft worden sein. Es ist auch nicht so, dass die Flasche um die Birne herumgeblasen wird, weil Gläser zu blasen unheimlich heiß ist und die Birne schrumpeln würde, während die Birne in der Birnenbranntweinflasche so glatt ist wie ein Babypopo.

Für mich ist es überhaupt kein Rätsel, wie die Birne in die Flasche gekommen ist, denn hinter unserem Hochhaus ist ein Feld, auf dem die Birnen wachsen, die speziell für diesen Branntwein benutzt werden. Wenn die Birnen noch ganz klein sind und gerade noch durch den Flaschenhals passen, wird eine Flasche darübergeschoben und mit einem Stück Bindfaden am Ast festgebunden. Wenn an einem Baum fünfhundert Birnen wachsen, hängen auch fünfhundert Flaschen

darin. Das müsstest du dir mal anschauen! Wir nennen das Feld das Glasflaschenfeld. Den Namen hat sich meine Mutter ausgedacht. Ich finde ihn ein wenig öde, aber sie musste selbst so laut darüber lachen, dass ich nichts gesagt habe. Jetzt habe ich mich an den Namen gewöhnt und benutze ihn selbst. Also sage ich: »Mama, ich gehe mit Iene zum Glasflaschenfeld. Es weht nämlich.«

Mama schaut von ihrer Zeitschrift auf. Erst zu mir und dann zu Iene. Und ich denke: Jetzt nickt sie, dass es okay ist, denn wenn es weht, ist Iene auch immer ein wenig unruhiger. Als würde der Wind auch mit ihr spielen.

Aber sie schaut wieder zu mir und dann zu Harry. Er merkt es nicht, denn er starrt in seine Zeitschrift, aber Mamas Blick bohrt sich so tief in seine Wange, dass er es spürt und sie ansieht. Ich denke: Was soll denn das jetzt?

»Wir können alle zusammen gehen«, sagt sie.

»Alle zusammen?«, wiederhole ich. Allerdings mit schriller Stimme und hochgezogener Oberlippe. Jetzt bin ich es, der zu Iene und dann zu Harry und schließlich mit verärgelter Miene zu Mama schaut.

»Was?«, fragt sie.

Meint sie das ernst? Das Glasflaschenfeld ist nicht irgendein Feld, zu dem man einfach so mit allen zusammen geht. Fast niemand weiß wirklich, wo es liegt. Man muss erst den Kiesplatz hinter unserem Hochhaus überqueren, dann weiter einen schmalen Weg entlang, der zu dem auffälligen Haus führt, in dem früher der Birnenbauer wohnte, aber der ist schon längst tot. Von dort gelangt man durch den Zaun an der Seite des Hauses in den Garten dahinter. Am Ende vom Garten steht eine Riesenhecke, die mindestens hundert Jahre

nicht mehr geschnitten worden ist. Zwischen der Hecke und der Mauer des Containerparks daneben ist ein Loch, das für Ienes Stuhl gerade groß genug ist. Mit gerade groß genug meine ich, dass Ienes Unterschenkel wohl lauter Striemen bekommen von den gemeinen Zweigen. Ich will nur sagen, es ist leichter, Zugang zum Tresor der Dorfbank zu bekommen als zu unserem Glasflaschenfeld.

Aber es lohnt sich eben. Wir schieben Iene immer genau bis zur Mitte. Ich habe da mal einen Stein hingelegt, aber den brauchen wir jetzt eigentlich nicht mehr, denn von dem Loch in der Hecke bis zum Stein haben Ienes Räder tiefe Spuren in den Sand gezogen, so dass wir zwar nie mehr vom Weg abkommen, aber genau wegen dieser Spuren muss ich, wenn ich ohne Mama gehe und den Stuhl allein schiebe, mein ganzes Gewicht gegen das Teil stemmen, um überhaupt voranzukommen.

Du fragst dich bestimmt, warum ich diesen langen Weg mit Iene mache und mich an ihrer Karre fast zu Tode schiebe? Nun ja, wenn man da steht, wo wir dann stehen, und es weht genau stark genug, um die Flaschen aneinanderticken zu lassen, dann kommt man sich vor wie an einem Ort, den es eigentlich nicht gibt. Ich meine, es ist ein Ort, an dem es nur Baum und Glas und Wind gibt. Das gegeneinanderschlagende Ticken des Glases ist gleichzeitig ohrenbetäubend und ruhig.

Iene hält nie still, aber wenn sie dort sitzt, wirkt es, als seien ihre Batterien ganz aufgebraucht. Dann sitzt sie vornübergebeugt und lässt die Arme neben dem Stuhl hängen. Sie sehen länger aus als sie in Wirklichkeit sind. Den Kopf hält sie schräg, als würde sie mit einem Ohr dem Geklingel

der Flaschen lauschen. Als würde sie die Laute in ihren Körper fließen lassen, als wäre ihr Ohr der Trichter, der dafür sorgt, dass nichts verloren geht.

»Lass ihn gehen«, sagt Harry. Sein Blick versinkt wieder in seiner Zeitschrift.

Typisch, denke ich.

Dann sieht Harry wieder kurz zu Mama und macht etwas mit seinen Schultern und seinem Kopf und seinen Augen, das dafür sorgt, dass Mama mir nach ein paar zögernden Sekunden zunickt.

»Na, dann geh eben.« Sie lächelt mich ein wenig verschwommen an. Harry reibt ihr über den Rücken und sie verschränkt die Arme, als sei ihr kalt. Harry schenkt ihr Kaffee nach und sie schaut ihn an und legt den Kopf an seine Brust. Sie unterdrückt ein Gähnen und nestelt sich wieder in ihre Hängematte.

»Komm, Iene«, sage ich. Ich ziehe ihren Thron zwischen den beiden Hängematten hervor und gönne Mama keinen Blick. Und Harry schon gar nicht.

Als wir zum Aufzug gehen, finde ich es plötzlich schade, dass wir doch nicht alle zusammen gehen. Und ich weiß auch, warum. Harry hätte es nicht gefallen. Er hätte über den weiten Weg geflucht und über das Gerümpel und die peitschenden Äste der Hecke. Vielleicht wäre er kurz beeindruckt von so vielen Flaschen und natürlich würde er sich nicht fragen, wie so eine Birne da reinkommt. Er würde sich statt dessen fragen, was wir hier machen und wie lange noch, und mit ein wenig Glück würde er auf den Boden spucken und er würde nicht sehen, wie Mama unbehaglich die Arme verschränkt. Mama würde sich, wie immer, zu Iene hocken

und die Arme um sie schlagen, weil sie immer warm ist. Sie würde »Komm, los geht's!« zu mir sagen. Und ich: »Meine Dame, die Gondel ist voll.«

Und sie: »Hier ist noch reichlich Platz.«

»Da bin ich mir nicht sicher«, sage ich dann mit gespielterm Ernst.

»Du hast einfach Angst«, sagt Mama lachend.

»Nicht die Bohne«, sage ich. »Aber in der Riesenradordnung steht deutlich, dass nur zwei Personen in eine Gondel dürfen.«

»Du hast einfach Angst«, zieht Mama mich auf. »Höhenangst. Gib's nur zu.«

»Gar nicht wahr«, sage ich.

»Ko-omm«, quengelt sie.

»Also gut.« Ich stelle mich gegenüber von Mama neben Ines Stuhl und nehme ihre Hand. Ich sage »Tschick« oder »Tschack«, je nachdem, hebe ihren übertrieben gestreckten Arm hoch und knie mich hin. Ich lege den Kopf in Ines Schoß, genau wie Mama, drücke ihren Arm gegen meinen Rücken und sage wieder »Tschick«.

Mama und ich liegen Auge in Auge.

»Es geht los«, sagt sie.

Dann bleibt es eine Weile still, weil wir noch nicht hoch genug sind, etwas zu sehen, worüber sich das Reden lohnen würde. Ich höre nur Gerumpel in Ines Bauch. Das sind die Geräusche aus dem Maschinenraum des Riesenrads, hat Mama sich mal ausgedacht. Ketten, Zahnräder, Springfedern und Schmieröl.

»Was siehst du?«, fragt Mama.

»Die Baumkronen«, sage ich.

- »Den Kirchturm.«
- »Die Mühlenflügel.«
- »Das Dach von Zikkurat.«
- »Die Wolken.«
- »Einen Piloten in seinem Flugzeug.«
- »Wirklich?«
- »Er winkt mir zu.«
- »Sieht er gut aus?«
- »Und ob!«
- »Erzähl.«
- »Himmelblaue Augen und Dreitagebart.«

Mama würde einfach vergessen, dass Harry da war. Dass es ihn gab.

Jetzt lehne ich an einem Rad von Ienes Stuhl.

Ich habe erst ein paar Minuten auf dem Bauch im Gras gelegen und ihr zugesehen. Wie sie aus ihrem Ohr einen Trichter macht, durch den das Geräusch der aneinanderschlagenden Flaschen in ihren Körper läuft. Wie sie sich vornüber in ihren Stuhl hängt, so dass ich den Nutzen des ewigen Anschnallens plötzlich einsah. Ich rege mich nämlich jedes Mal wieder darüber auf, wenn ich sehe, wie Mama sie mit Gurten über dem Bauch und oberhalb ihrer Brust und unter den Achseln festzurrt.

Ich habe zugesehen, wie sie mit beiden Händen, knapp über dem Gras, eine Bewegung machte, als würde sie etwas einreiben. Ich weiß nicht, was. Die Beine eines Radrennfahrers zum Beispiel. Oder eine Metallplatte mit öligem Glibberzeugs oder einen Holzfußboden mit Bohnerwachs. Kup-

fer mit Kupferputzmittel. Etwas, das man mit kreisenden Bewegungen einfettet.

Iene girrte, während sie das machte. Und sie sah mich an. Ich habe mir ihre Bewegungen genau gemerkt, das mache ich immer, wenn sie etwas tut, was ich sie noch nie habe tun sehen. Dann kann ich es Mama erzählen. Sie schreibt es in ein Heft, das sie zur Reha mitnimmt. Dass Iene mich dabei ansah, erzähle ich vielleicht nicht, denn ab und zu muss man auch was für sich behalten.

Als der Wind sich gelegt hatte, hob ich Iene gegen die Rückenlehne ihres Stuhls, und als sie einigermaßen gerade saß, drückte ich gegen ihren Bauch, damit sie tiefer und gerader im Stuhl saß, genau wie man einem Teddybären mit Reis im Leib macht. Und dann setzte ich mich also gegen ihr Rad.

Manchmal pfeife ich ein Lied aus dem Radio, das ich noch im Kopf habe. Oder ein erfundenes Lied. Manchmal rede ich ein wenig mit Iene, aber dann höre ich wieder auf, weil mir plötzlich klar wird, dass es nicht bei ihr ankommt und es deswegen keinen Sinn hat, weiterzureden. Aber manchmal schaut sie mich so an, dass ich denke, vielleicht ja doch. Wenn sie den Kopf ein wenig schräg hält, wie ein Hund, der einen schrillen Ton auffängt. Manchmal spreche ich mit ihr auch über Papa. Oder besser gesagt, ich stelle ihr Fragen über ihn, denn sie hat ihn gekannt. Sie muss fast drei gewesen sein, als es passierte. Aber sie antwortet nie. Iene ist eine stille Zeugin.

Manchmal sage ich auch einfach nichts und fummle ein bisschen an der Hornhaut an meiner Handinnenfläche herum. Die habe ich, weil ich Ienes Stuhl so viel rumschiebe. Ich versuche sie abzuziehen, aber meistens löst sie sich erst ein

ganzes Stück tiefer in der Hand. Das tut gemein weh. Man kann es mit dem Abreißen alter Tapeten vergleichen oder dem Ablösen von Resten eines Aufklebers auf der Heckscheibe eines Autos, das schon seit Jahren durch Wind und Wetter fährt. Wenn ich mich langweile oder nichts mache, so wie jetzt auf unserem Glasflaschenfeld, veranstalte ich eine Art Wettstreit. Das geht so: Die Entfernung von jedem Finger bis zur Handmitte ist eine Rennstrecke. Das Häutchen, das ich am weitesten abknibbeln kann, ehe es reißt, hat gewonnen.

Manchmal lege ich auch einfach den Kopf zum Ausruhen an Ienes Reifen und mach die Augen zu. Dann stelle ich mir alles Mögliche vor. Meistens gute Dinge. Ich meine Dinge, die uns besser machen, Mama, Iene und mich. Dass ich später ein gutes Gehalt bekomme. Meistens stelle ich mir vor, in einem großen Büro zu arbeiten. Nicht so ein langweiliges Büro, in dem jeder allein wie in seinem eigenen Aquarium sitzt, sondern ein Büro, in dem alle Tische querbeet stehen ohne Wände dazwischen und wo jeder sich bei jedem auf die Tischecke setzt, um ein wenig zu plaudern. Nicht, dass es nichts zu tun gäbe. Alle laufen mit dicken Mappen herum und mit Papieren, die aus dem Drucker kommen. Aber es gibt auch eine Kaffeemaschine, die dafür sorgt, dass alle ein paar Mal pro Tag ihren Platz verlassen. An den Wänden hängt moderne Kunst, überall stehen Blumen und Pflanzen und jeder hat ein Postfach mit seinem Namen. Das Radio ist immer eingeschaltet.

Manchmal stelle ich mir auch vor, ich sei Kapitän eines Schiffes. Kein Kreuzfahrtschiff oder Öltanker, sondern ein Dreimaster mit gigantischen Segeln. Ich stehe am Ruder, Mama kocht und Iene sitzt auf dem Deck in der Sonne. In

meiner Fantasie kann Iene ein klein wenig reden. Sie versteht uns und macht nicht diese Geräusche oder Bewegungen, bei denen sich alle unwohl fühlen und mit denen keiner etwas anfangen kann, außer Mama und mir, weil wir es gewohnt sind. Sie kann auch Dinge festhalten und so. Sie wäscht sich allein und die Zöpfe in ihrem Haar hat sie selbst geflochten. Aber sie sitzt noch immer in ihrem Stuhl, weil ich finde, man sollte in seinen Fantasien nicht übertreiben, weil man ja wieder ins echte Leben zurückmuss.

Heute habe ich Lust zu reden. »Iene«, sagte ich, »Mama vermisst uns bestimmt. Sie bleibt nur deshalb zu Hause bei Harry, um ihm einen Gefallen zu tun. Meinst du nicht? Vielleicht kommen wir später nochmal her, wenn er weg ist. Würdest du das wollen? Was meinst du, Iene? Dass sie so einen großen Kerl wie Harry nicht ein einziges Mal allein lassen kann!« Ich bilde mir ein, dass Iene nickt. »Vielleicht ...« Ich warte. Ich stelle mir vor, dass Iene »Was vielleicht?« fragt. In meinem Kopf macht sie das mit Mamas Stimme, weil ich glaube, Iene würde genau wie sie klingen, wenn sie normal sprechen könnte.

»Vielleicht traut sie ihm nicht«, sage ich und nicke selbst. Heftig. Ich knie mich neben Iene und versuche, ihr in die Augen zu sehen. »Iene?«

Aber sie hält den Kopf weiter im Nacken.

»Juckt es dich, Iene?« Ich kratze ihren Bauch.

Sie brummt.

»Iene juckt es«, sage ich. Und ich kratze und kratze und kratze.

Sie girrt.

Ich kratze an ihrem Hals, aber sofort lässt sie den Kopf

vornüberfallen, und meine Hand ist zwischen ihrem Kinn und ihrem Hals gefangen. »Kitzelt das?«, frage ich.

Sie lacht. Ihr Speichel tropft auf meinen Arm. Ich löse meine Finger aus ihrer kräftigen Umklammerung und reibe den Arm hinten an meiner Jeans ab. Dann lasse ich mich auf den Rücken ins Gras fallen und schaue in die Sonne. »Sie vertraut ihm nicht, Iene. Das ist es. Sie kann ihn nicht allein lassen. Sie wäre nur allzu gern mit uns gekommen. Aber er würde unsere Wohnung leerklauen.« Ich setze mich gerade hin und sehe Iene an. »Vielleicht werden wir ihn nie wieder los«, sage ich. »Andererseits wäre es besser gewesen, Mama wäre mit uns gekommen und hätte ihn allein gelassen. Dann hätte er all unsere Sachen geklaut und wäre geflohen. Schade um unsere Sachen, aber dann wären wir ihn wenigstens los.«

Ich setze mich an Ienes Reifen. »Deinen Stuhl kann er nicht mitnehmen, Schwesterherz«, sage ich. Und ich lache. »Da müsste er dich auch mitnehmen und ich glaube nicht, dass Harry das will.« Ich drehe mich zu Iene, um zu sehen, ob sie mich nicht wie ein Hund mit schräg gelegtem Kopf ansieht. Aber sie hängt vornüber, die Arme nah am Boden. Der Wind ist stärker geworden. Ich wende den Kopf ein wenig, um das Klingeln einzufangen, wie Iene es macht. Ich schließe die Augen und stehe am Ruder unseres Schiffes.

(...)

Mama steht an der Anrichte. Ich schiebe Iene an den Tisch und setze mich neben sie. Mama kehrt uns weiterhin den Rücken zu, als hätte sie nicht gemerkt, dass wir reingekommen sind. Sie schneidet Gemüse in Scheiben, eine Gurke, schätze ich mal. Hackhackhackhack macht ihr Messer.

Mama ist wild auf Messer.

An ihrem Rücken kann ich erkennen, was sie grade macht. Sie nimmt das Schneidebrett und schiebt das Gemüse mit der stumpfen Seite des Messers in eine Schüssel. Dann faltet sie Papier auseinander, in dem Fleisch verpackt ist. Steaks oder Koteletts, das kann ich an Mamas Bewegungen nicht erkennen. Sie legt sie auf ein anderes Schneidebrett und tastet nach den Messern unter dem Fenster, die mit der scharfen Klinge in einem Holzblock stecken. Mit langen Bewegungen schneidet sie das Fleisch in Streifen. Wir essen oft Fleisch in Streifen. Ich, weil ich es bequem finde, denn dann kann ich mit einer Hand das Gemüse und das Fleisch auf meine Gabel spießen und mit der anderen Hand meinen Kopf stützen, und Mama, weil sie gern schneidet. Nichts ist so wunderbar, wie die Klinge eines perfekt geschliffenen Messers durch rohes Fleisch gleiten zu fühlen, sagt sie.

Jetzt wühlt sie in dem Fleisch herum, ein wenig so wie die Klaue bei diesen Spielautomaten auf der Kirmes, und nimmt einen Teller aus dem Schrank über der Anrichte, auf den sie die Fleischstreifen fallen lässt. Das Aufklatschen des Fleisches auf dem Teller verursacht ein blutiges Geräusch, darum tippe ich auf Steak.

Ich huste, denn ich frage mich nun wirklich, ob Mama uns nicht gehört hat. Ich könnte auch etwas sagen, um auf uns aufmerksam zu machen, aber ich habe Angst, dass ich sie damit erschrecke. Mama sagt, das darf man in der Küche niemals machen, jemanden erschrecken. Ganz bestimmt nicht am Herd und ganz sicher nicht, wenn jemand etwas schneidet. Wenn das doch mal passiert und man lässt das Messer fallen, weil man zum Beispiel nach seinem Herzen

fasst, dann darf man niemals noch schnell nach dem fallenden Messer greifen. Die Wahrscheinlichkeit, den Griff zu erwischen, ist statistisch besonders klein, sagt Mama.

Mama weiß alles über Messer. Sie ist nämlich Mitglied im Club für deutsche Messer. Ich werde kurz erklären, was das ist. Der Club für deutsche Messer ist eine Gruppe von Leuten, die auf Küchenmesser schwören, die in Deutschland hergestellt worden sind. Es klingt zwar lächerlich, aber Messer aus Deutschland gehören wirklich zu den allerbesten der ganzen Welt. Der Club trifft sich einmal im Monat und redet dann über die neuesten Modelle und ihre Vor- und Nachteile. Sie vergleichen die Schneide, den Griff, den Kropf und die Angel. Früher dachte ich, ein Kropf wäre etwas, das manche Leute im Hals haben, und nur Fischer hätten eine Angel, aber jetzt weiß ich Bescheid. Der Kropf eines Messers ist der dickere Teil hinten an der Klinge, der gegen den Handgriff stößt. Die Angel ist der schmale Teil des Messers, über den der Handgriff geschoben wird. Den Handgriff nennt man auch Heft. Im Club vergleichen sie bei den verschiedenen Modellen, wie die Angel im Heft befestigt wurde, einfach mit Nieten, starkem Leim oder Kunstharz. Am allerbesten sind natürlich Messer, deren Klinge und Heft aus einem Stück sind, weil dann keine Feuchtigkeit eindringen kann oder Gemüse- oder Fleischreste hängenbleiben und verfaulen können. Der Club regt sich auch mächtig über einige Marken auf, die nur deutsch klingen, es jedoch überhaupt nicht sind. Der Club ist nämlich strikt gegen Messer, die in armen Ländern hergestellt werden, aber eben deutsche Namen tragen, als eine Art Verkaufstrick. Rosenbaum und Breitenbach sind zum Beispiel zwei solcher Marken, die man wie die Pest

meiden sollte. Oft hat der Club auch Meinungsverschiedenheiten. Einmal hat eines der Mitglieder – er arbeitet als Chefkoch – gesagt, ein Zwilling J.A. Henckels sei ein Supermesser, mit beispielloser Härte, extrem scharfer Schneide und einem wunderbaren Design und noch mehr blablabla. Da geriet die Gruppe fast in Aufruhr, denn die Marke mag zwar deutsch sein, das Messer selbst wird aber in Japan hergestellt.

Eigentlich ist Japan ein noch besseres Messerland, aber davon will der Club nichts wissen. Ich glaube, das liegt nur daran, weil sie jedes Jahr eine Fahrt nach Solingen machen, wo die meisten Messerfabriken sind. Dann besuchen sie so eine Fabrik und bleiben ein paar Tage dort. Ich glaube, der Club würde viel lieber der Club japanischer Messer sein, aber Japan ist viel zu weit weg, um jedes Jahr dorthin zu fahren, und deshalb hat man irgendwann entschieden, bei Deutschland zu bleiben. Das finde ich ungeheuer doof, aber das sage ich natürlich nicht zu einem Club mit so vielen Messern.

Aus dem Messerblock zieht Mama jetzt ein Kartoffelmesser hervor. Aus einer Tüte, die sie in das Spülbecken gelegt hat, nimmt sie eine Kartoffel und fängt an zu schälen. Ihre Ellbogen, die wie dicke, stumpfe Flügel über ihren Hüften herausragen, machen kurze Bewegungen, die ein wenig hilflos aussehen, wenn man bedenkt, dass so kleine Flügel niemals einen Körper dieses Umfangs vom Boden hochheben können. Sie wirft die nackte Kartoffel in das andere Spülbecken mit Wasser und reibt sich mit dem Handrücken über die Nase, weil sie einen Wasserspritzer ins Gesicht bekommen hat. Ich schüttle mich, als ich sehe, dass sie das Messer nicht hinlegt und damit ganz nah an ihre Augen kommt,

obwohl ich weiß, dass Mama immer sehr geschickt mit ihren Messern umgeht. Das kommt durch den Club deutscher Messer. Bei jedem Treffen üben sie die letzte Viertelstunde Geschicklichkeit beim Schneiden. Jedes Mitglied hat sein eigenes Lieblingsset Kochmesser dabei. Bei Mama befindet sich das in so einer Rolltasche, die sie im Schrank über der Dunstabzugshaube aufbewahrt und nur zum Vorschein holt, wenn sich der Club trifft. Ich habe die Tasche mit den Messern noch nie von Nahem gesehen, geschweige denn festgehalten. Für Mama sind sie heilig und das lasse ich lieber so.

(...) Als ich aus dem Bett komme, sitzt Süleyman bei uns in der Küche.

»Hallo, Schlafmütze«, sagt er.

»Hallo, Blasenentzündung«, sage ich. Und ehe ich mich so richtig fragen kann, warum er so früh schon bei uns in der Küche sitzt, ohne dass ich davon weiß, wird meine Aufmerksamkeit von Mama abgelenkt, was sage ich, aufgesaugt, die am Telefon hängt, hektisch redet und sich Notizen macht, aber vor allem von Harry, der mit umgebundener Schürze am Herd steht und verdammt noch mal Eier brät, während Iene daneben sitzt, still wie ein Stilleben. Als hätte ich ein paar Jahre geschlafen und wäre dann in meiner Zukunft aufgewacht. Vielleicht wohnt Süleyman inzwischen bei uns und Iene ist so wie alle und sitzt nur in dem Rollstuhl, weil wir ihn nun mal haben und sie sich ab und zu da reinsetzt, aus Gewohnheit und um ein wenig rumzutollen.

Neben Mama auf dem Tisch liegt eine Liste, von der sie Namen abliest. Sie starrt nach draußen, während sie der Stimme am anderen Ende der Leitung zuhört und ab und zu

ein Kreuz auf die Liste macht oder etwas unterstreicht. Sie nennt eine Zahl, sagt dann etwas über Duschen und Tischtennisplatte und Jacuzzi und seufzt.

Süleyman sitzt einfältig da und starrt auf ihren Mund, denn natürlich hat der Junge dieses Wort noch nie gehört und denkt jetzt, ein Jacuzzi wäre eine Waffe.

Mama verdreht die Augen, Süleyman macht es nach.

Club deutscher Messer, denke ich mir. Und Solingen. Mama ist in den nächsten Tagen und Wochen wieder mit ihrer Dolchgruppe zugange.

Ich erkläre das mal eben: Mama ist noch nie mitgefahren nach Solingen.

Das geht nicht wegen Iene.

Mama bereitet aber alles tiptopp vor. Sie organisiert einen Bus und wo der unterwegs Pinkelpause machen muss und das Hotel. Sie sorgt dafür, dass eine Fabrik extra für ihren Club eine Rundführung macht, und für Mittagessen und Kaffee. Als Dank hat der Clubvorstand Geld gesammelt und in der Fabrik von Wüsthof Mamas Messerset gekauft. Das große Kochmesser mit der sechsundzwanzig Zentimeter langen Klinge ist ein Grand Prix 2, das Messer aller Messer.



Do van Ranst

Mütter mit Messern sind gefährlich

Aus dem Niederländischen von Andrea Kluitmann

Umschlag: Nicole Boehringer

Umschlagtypografie: formlabor

Ca. 144 Seiten

Ab 14

15 x 22 cm, Klappenbroschur

ISBN 978-3-551-58053-5

Ca. € 12,- (D) / € 12,40 (A) / sFr. 21,90

Erscheint im August 2010

Do van Ranst bei CARLSEN



Ausgezeichnet mit dem
Jugendliteraturpreis 2008

Wir retten Leben, sagt mein Vater

ISBN 978-3-551-58156-3

€ 12,- (D) / € 12,40 (A) / sFr. 21,90



Nominiert für den
Jugendliteraturpreis 2009

Rabenhaar

ISBN 978-3-551-55446-8

€ 12,90 (D) / € 13,30 (A) / sFr. 23,90